

Das Ende ist mein Anfang

Ich kann nicht reisen, ohne gleich an das englische Verb *to rise* zu denken: aufstehen, sich erheben, steigen. Jede Reise ist ein Aufbruch, ein Unternehmen, ein Wegzug. Und wenn es mich wegzieht, dann muss ich los. Nicht ein Ziel reizt mich – das Unterwegssein. Dann *renne* ich fort, dann *rinne* ich aus dem Alltag – lauter Wörter, die zusammengehörten in grauer, germanischer Vorzeit. Wörter, in denen *bewegen* steckt. Bewegung. Fortbewegung. Nur fort. Nur fort? Nein, nur Bewegung. Also fahren, wägen (der Weg zwischen den Waagschalen), bewegen, *away*, auf dem Weg sein. Auf irgendeinem Weg: im Morgendunst rüber zum Hörnli, im Nieselregen auf die Brecon Beacons, an der Sonne quer über den Taygetos. Nur bitte nicht mit den Horden um den Annapurna herum oder mit den Herden dem Jakobsweg entlang, Gott behüte.

Ich reise gern zu zweit, zu fünf vielleicht auch, doch allein finde ich den besten Weg. Meinen Weg. Gehe ich zu Fuss, spüre ich jeden Schritt und jeden Stein. Mein liebster Weg ist jener von Intragna hoch nach Pila, dann der *mulatteria* über dem Isorno entlang nach Vosa, schnaufend hinauf nach Loco, Wasser vom Brunnen, Espresso, Postauto zurück nach Intragna – und ja, nochmals die Steinplatten hoch nach Pila: zu dritt, meine Füße und ich. Und am nächsten Tag hinauf nach Calascio, wo der Blick sich weitert und hinab ins Onsernone reicht. Und wo mir aus jedem verfallenen Steinhaus die Mühsal der Bauern zuflüstert: „Vergiss nicht: jeden Stein haben wir gebrochen, geschleppt, gefügt.“

Fahre ich aber los mit meiner Moto Guzzi, packe ich in die Sacoche stets Wanderschuhe und Regenzeug und sieben Reiseführer und dreizehn Landkarten – da bleibt wenig Platz für Kleider und Wäsche. Kein Peloponnes ohne Taygetos, auf dem Kühe ohne Wasser weiden; kein Montenegro ohne die 16 Haarnadelkurven zum Orjen-Pass, von wo aus der Blick 1600 m hinab zur Kotor-Bucht stürzt; kein Rumänien, ohne mir im Pfarramt in Hermannstadt die Heiratsurkunde meiner Eltern zeigen zu lassen; kein Lissabon ohne einen Besuch im Mãe d'Água, um im Wasserreservoir zu singen. Und keine Pyrenäenfahrt ohne eine Woche in Bielsa und die Wege rund um den Monte Perdido und den einen zugewachsenen Weg nach Ainielle (*deshabitado*), einem der verlassenen, verfallenen Dörfer, dessen zwei letzten Bewohnern Julio Llamazares seinen Roman „Der gelbe Regen“ gewidmet hat. Wie erstaunt bin ich, als ich Dutzende von Menschen aus den Steinhäufen kommen sehe, mir entgegen. Und ich gehe gegen den Strom und treffe eine Handvoll noch an, die wie ich zwischen den Ruinen taumeln und hinab zur restaurierten Mühle stapfen und wieder zurück. Und am nächsten Tag sehe ich in der lokalen Zeitung ein Bild von Llamazares und lese den Bericht über seine Gedenkfeier. Und ich vergleiche: ich habe den langen Weg über das Nachbardorf Berbusa (*deshabitado*) gewählt, die Kamera hat mich aufgehalten, ich habe den Autor und seine Lesung verpasst. Und?

Dieses knappe Verpassen, dieses Vorbeischrammen an etwas, das mir wichtig wäre: dies ist mir mehr als einmal passiert auf meinen Vorbereitungen und Wegen. So ist mir vor Jahren Ted Simons Buch „Jupiter's Travels“ in die Finger geraten. Der Engländer, wie ich Sohn einer Deutschen und eines Rumänen, ist 1973 mit einer Triumph losgefahren und hat mit 42 die Welt umrundet. Nur ... mit 70 Jahren ist er erneut aufgebrochen, mit einer BMW, ist fast dieselben Wege gefahren – und hat seine frühere Liebe wieder getroffen und alles in „Jupiter's Dreams“ verewigt. Dass die Schauspieler Ewan McGregor und Charley Boorman es ihm nachtun mussten, mit Filmequipe und Land Rover im Schlepptau, und Ted Simon medienwirksam in der Mongolei abpassten, hat mich gehörig genervt. Dennoch steckt seither ein Stück Jupiter in meinen Knochen, und ich bin neun Jahre jünger, als Ted Simon 2001 war. Nur ... will ich das? Will ich die Welt umrunden wie Hunderte vor mir und gerade eben die junge, heftig gesponserte Deutsche Lea Rieck? Will ich den Ländern im Krieg und den Ländern in Armut ausweichen oder mitten durch sie hindurch fahren. Wozu? Und muss ich ein

Buch oder, moderner, einen Blog darüber schreiben und die besten Aufnahmen auf Instagram verflickern?
Müssen meine Reisen öffentlich sein?

Oder muss ich gleich morgen Richtung Athen losfahren und jenen Fotografen suchen, dessen packendes Bild von den Strassenkämpfen ich vor Jahren in meiner Zeitung abgedruckt habe und der mir auf mein Mail („I'd like to meet you on my next trip to Greece“) hin nie geantwortet hat?

Muss ich?

Oder soll ich nicht besser im Lesesessel mich an Michael Oberts Fahrt dem Niger entlang erfreuen („Regenzauber“) oder seiner Eingebung folgen, den Briten Patrick Leigh Fermor in der Mani aufzuspüren, den ältesten schreibenden Vagabunden („Chatwins Guru und ich“)? Oder soll ich, wie als Bub schon, einfach nur Fingerreisen auf der Weltkarte unternehmen und dazwischen barfuss vor die Haustür treten und geradeaus oder um die Ecke biegen und weitergehen: dahin, wo mich der erstbeste Weg hin führt?

Oder wäre es nicht an der Zeit, wie Journalist Tiziano Terzani ans Ende zu denken und mich in den Himalaya abzusetzen und in ein buddhistisches Kloster zurückzuziehen und mein Spätleben, mit Bruno Ganz in der Hauptrolle, verfilmen zu lassen, um dann zurückzukehren und mit meinen Kindern Zwiegespräch zu halten und posthum mein Spätwerk „Das Ende ist mein Anfang“ erscheinen zu lassen?

Ich muss gar nichts!

Ich muss nicht fortrennen oder aus dem Alltag rinnen. Ich kann innehalten und in mich hören und tief atmen. Ein und aus, ein und aus, ein und aus. Und danach nichts tun.

Nichts.

Höchstens meinen wandernden, mäandernden Geist zurückholen. Und warten und fühlen, was in mir vor sich geht. Und wieder ein und aus atmen, ein und aus, ein und aus. Dann mag es sein, dass ich erkenne, dass da eine Reise auf mich wartet, eine Reise zu mir. Sie wird meine längste Reise sein und doch den kürzesten Weg haben. Mag sein, dass ich diese Reise schweigend gehe – oder in Zwiesprache mit meinen Liebsten. Dass ich sie mit Bleistift und Notizbuch zur Hand gehe – oder wortlos. Dass ich nicht mehr eine Kamera brauche zur Erinnerung, sondern mich selber erinnere. Dass ich rieche, bevor ich koche. Dass ich dem Roten Milan nachschaue, statt mir Flügel zu wünschen. Dass ich zuhöre, bevor ich nichts sage.

Doch ich weiss, dass ich wieder loswandern und losfahren werde, um Weite und Tempo zu erlangen, bevor die engeren Kreise zu ziehen sind. Denn wo immer ich vorüberkomme, stehen Menschen, die ich grüssen darf, mit denen ich reden darf, die ich nach ihrem Weg fragen darf, nach ihrem Woher und Wohin und Warum. Und jeder Mensch, dem ich begegne, wird mir etwas über sich erzählen und etwas über mich, damit ich ihm etwas über mich erzähle und etwas über ihn. Hesse hatte unrecht, als er schrieb: *Leben ist Einsamsein. Kein Mensch kennt den andern, jeder ist allein.* Jeder kann den andern kennen wie sich selbst. Ich kann es: wenn ich mit ihm durch den Nebel wandere, bis nach Lissabon oder über den Taygetos oder durch des Nachbars Wiese.

Dazu muss ich aufstehen, mich erheben, auf den Sattel steigen. Denn diesen weichen Wind im Gesicht – den spüre ich nur, wenn ich losfahre.

Dieter Langhart

Dieter Langhart (1956), in Winterthur aufgewachsen, lebt in Frauenfeld. Anglistik- und Germanistikstudium, Familie, Unterricht an Höheren Fachschulen. Seit 2001 Kulturredaktor bei der Thurgauer Zeitung. Früher Geschichten und Gedichte geschrieben, unveröffentlicht. Daneben Redaktor und Layouter der Veltheimer Quartierzeitung Gallispitz.